

S. Breitfuß

BECOMING WHO WE ARE

Playlist zu *Becoming who we are*:



© 2023 S. Breitfuß

Illustration: S. Aldrian

Umschlaggestaltung: S. Breitfuß

Lektorat / Korrektorat: E. Spitzer, D. Geson

weitere Mitwirkende: G. Hackl

Druck und Vertrieb im Auftrag S. Breitfuß: Buchschmiede von Data-
form Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online



ISBN:

978-3-99152-571-4 (Paperback)

978-3-99152-577-6 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und S. Breitfuß
unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige
Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugäng-
lichmachung.

Für Eleah

The sweetest smiles hold the darkest secrets.

Sara Shepard

Triggerwarnung!!! S. 550
(kann Spoiler enthalten)

1. Kapitel - Prolog

Lovis war schon immer ein Mysterium gewesen. Ich hatte sie in der Volksschule kennengelernt. Als sie am ersten Schultag das Klassenzimmer betrat, dachte ich kurz, wir würden vielleicht einmal beste Freundinnen werden, doch dieser Gedanke verschwand noch vor Ende des Schultages wieder.

Ich sehe es heute noch vor mir, wie sie den Raum betrat, ihre hellbraunen, kurzen Haare wippten bei jedem Schritt auf und ab, sie ging hoherhobenen Hauptes zu einem der Tische und setzte sich. Ich bin mir sicher, die ganze Klasse beobachtete sie stillschweigend.

Ich wusste in diesem Moment genau, sie würde die beliebteste Person im Raum werden. Nicht nur war sie mit einem Selbstbewusstsein einhergeschritten, dass selbst ich einpacken konnte, sondern sie war auch noch so wunderschön, dass es mir den Atem verschlug. Ihre dunklen Augen lagen perfekt symmetrisch in ihrem Gesicht über den hohen Wangenknochen und den vollen Lippen, nicht zu vergessen auf das schmale Kinn mit dem Grübchen, das immer zu Tage trat, wenn sie sauer war oder scharf nachdachte. Zu dem Zeitpunkt war sie gerade einmal sieben Jahre alt gewesen, ein kleines Kind, doch ich war mir sicher gewesen, dass sie irgendwann die Laufstege dieser Welt erobern würde.

Das Einzige, was ich herausbrachte, als ich mich überwunden hatte, mich direkt neben ihr niederzulassen, war ein simples »Hallo, ich bin Amy-Lee, und

du?«.

Ihre Antwort fiel knapp aus: »Lovis!«

Ich wunderte mich nur kurz über den Namen. Allerdings war das auch das Einzige, was sie für diesen Tag von sich gab, die restliche Zeit saß sie einfach nur wortlos neben mir und durchlöcherte die Wand mit Blicken.

Am nächsten Tag betrat sie mit gesenktem Kopf das Klassenzimmer, sie hatte all ihre Grazie verloren und wirkte nun wieder wie ein niedergeschlagenes, siebenjähriges Kind. Sie setzte sich nicht neben mich, sondern begab sich in den hinteren Teil des Klassenzimmers zu einem leeren Doppeltisch.

Ein paar Tage beobachtete ich sie noch, doch bald verschwendete ich keinen Gedanken mehr an sie. Lovis war zu gut darin, nicht aufzufallen, sodass ich und die restliche Klasse sie ganz vergaßen.

Doch als wir auf das Gymnasium wechselten, waren wir zufälligerweise erneut auf der gleichen Schule. Wir wurden weiterhin nicht wirklich warm miteinander, doch sie war wieder auf meinem Radar und fiel mir mehr auf.

Ich freundete mich mit Jane und Mira an, die beide eigentlich ganz okay waren, doch beide hatten unfassbaren Spaß daran, über Lovis zu lästern, wobei es dabei nicht blieb. Ich hielt sie zwar nie davon ab, doch versuchte ich mich zurückzuhalten, wenn sie wieder einmal über Lovis' Kleidungsstil oder ihr Verhalten lästerten und das meist auch noch in ihrer Gegenwart.

Wider Erwarten wuchs Lovis mit Beginn der

dritten Klasse Gymi langsam in die Klassengemeinschaft hinein. Nachdem die Hälfte der Klasse nun in anderen Latein-, Italienisch- oder Realklassen war, hatten sie zu den Überbleibseln unserer alten Klasse noch etwa 15 Leute hinzugefügt, sodass wir wieder 28 waren. Anscheinend war es genau das gewesen, was Lovis gebraucht hatte, auf jeden Fall blühte sie voll auf.

Jane und Mira hatten beide gewechselt und ich stand nun allein da, wohingegen Lovis Anschluss fand. Unsere Klasse war sehr testeronlastig, 18 der 28 Personen waren Jungs. Lovis freundete sich mit einigen davon an, konnte aber eigentlich mit allen gut.

Über die nächsten zwei Jahre wurde sie so zur beliebtesten Person unserer Klasse, das, was ich ihr bereits für die Volksschule vorausgesagt hatte, wurde nun zum Ende der Unterstufe wahr.

Anfang der fünften Klasse wurde sie dann doch tatsächlich zur Klassensprecherin gewählt. Ich verstand es einerseits, doch ich konnte nicht leugnen, dass ich neidisch auf sie war. Mit der Zeit hatte ihre Schönheit nicht abgenommen, sie war noch schöner geworden, ihre Schönheit war sozusagen mit ihr gewachsen.

Da man sie mittlerweile öfter lächeln sah, wusste ich zudem, dass sie zusätzlich zu dem Grübchen am Kinn auch zwei Grübchen in den Wangen hatte. Ihr Lächeln war unbezahlbar. Vielleicht war es auch das, was die Leute so zu ihr hinzog, oder ihr Humor, auch der war unbezahlbar, sie konnte über sich selbst lachen und sie ließ sich helfen. Wenn sie etwas nicht allein schaffte, nahm sie Hilfe an, im Gegensatz zu vielen

anderen.

Vielleicht hatte ich schon in diesem kleinen Mädchen, das an seinem ersten Schultag so selbstbewusst hereinspaziert war, gesehen, dass Lovis besonders war. Denn das war sie. Auch wenn ich sie nie näher kennengelernt hatte, so viel konnte ich sagen. Lovis war besonders!

2. Kapitel – Lovis

P-PZ-P-PZ-PDPPZ! Die Sticks in meinen Händen fuhren mit aller Kraft, die ich aufbringen konnte, auf die Trommeln und Becken des Schlagzeugs nieder. Ich war mir zwar nicht sicher, ob das so gut für das Schlagzeug war, allerdings hatten wir beim Kauf extra dazu gesagt, dass es schon sehr robust sein sollte, denn ich wusste, genauso wie meine Eltern, dass ich manchmal viel zu viel Kraft hatte. Naja, und die ließ ich dann halt am Schlagzeug aus, wobei das wohl auch besser war, als wenn ich jetzt plötzlich damit anfinke, meinen Bass so zu bearbeiten, da wären 300 Euro ganz schnell den Bach hinunter. Also blieb ich doch besser dabei, meine Kraft am Schlagzeug auszulassen, meine Ventile fürs Schlagzeug- oder Fußballspielen aufzuheben.

Meinen Eltern war es meistens zu laut, wenn ich Schlagzeug spielte, zumindest Ebba war etwas empfindlich auf den hohen Geräuschpegel, weswegen sie sich einstimmig dazu entschieden hatten, mir zu meinem sechsten Geburtstag ein elektrisches Schlagzeug zu kaufen. Das machte das Ganze zwar nicht lautlos, aber immerhin um einiges leiser und jetzt machte es Ebba zumindest tagsüber (beinahe) nichts mehr aus, wenn ich mich ans Schlagzeug setzte.

Noah hatte tatsächlich nie groß was gegen den Lärm gehabt, den ich am Schlagzeug produzierte, sie hatte selbst als sie kleiner war Schlagzeug gespielt und verstand mich gut, wenn es darum ging, seine Emotionen und Kraft mit gezielten Schlägen auf das

Schlagzeug loszuwerden, abgesehen davon, dass es echt ein cooles Musikinstrument war. Manchmal gefiel ihr sogar, was ich spielte. Ich erkannte das daran, dass sie ihre Hände, während ich auf dem Schlagzeug spielte, dafür verwendete, mit imaginären Schlagzeugsticks im Takt mitzuspielen. Das kam zwar nicht so oft vor, abgesehen davon, dass sie den ganzen Tag wegen ihrer Arbeit außer Haus war (sie arbeitete in einem Tonstudio), setzte sie sich zu Hause auch gern noch in unser eigenes Studio, um Musik zu produzieren und hatte dadurch nicht allzu viel Zeit für mich.

Ebba hingegen arbeitete nur Teilzeit, sie war Astrophysikerin und unterrichtete an der Uni, doch in ihrer Freizeit hatte sie, wie Noah, ihr Hobby zu ihrem zweiten Job gemacht. Sie schrieb Drehbücher für einige größere Produktionsfirmen, ohne Deadlines, wobei sie sich trotzdem immer wieder Druck machte, die Drehbücher zu einem gewissen Zeitpunkt fertig zu bekommen, weswegen es durchaus vorkommen konnte, dass sie mit einem Stift und einem Blatt Papier beim Abendessen neben dir saß, vollkommen versunken in ferne Welten und sich nur ab und zu einen Bissen in den Mund schob.

Vielleicht hatten sich meine Eltern auch genau deshalb gefunden. Beide im Herzen Künstlerinnen, nur dass keine von ihnen die Kunst zu ihrem Beruf gemacht hatte. Sie war von beiden Frauen in ihre Freizeit verbannt worden, wobei die eine mehr Zeit für ihre Tochter hatte, während die andere kaum dazu kam, sich mit mir zu unterhalten oder etwas mit mir

zusammen zu machen. Ja, so war das mit Eltern. Irgendetwas hatten sie gemeinsam, doch es gab auch genug Unterschiede. Trotzdem liebte ich beide meiner Mütter.

Gerade als ich zu einem weiteren Schlagzeugsolo ansetzen wollte, hörte ich ein Klopfen an der Tür. Ich war mir nicht sicher, ob es das erste war, aber ich rief »Herein!«, bevor Ebba die Tür öffnete und mein Zimmer betrat.

»Hej!«, sagte sie.

»Wie war der Unterricht?«, fragte sie mich auf Schwedisch. Mit Unterricht meinte sie den Sprachunterricht, den ich als Unterstützung zu meinen Muttersprachenkenntnissen in Schwedisch nahm. Ebba war in der Umgebung von Göteborg aufgewachsen und legte großen Wert darauf, dass ich Schwedisch genauso gut beherrschte wie Deutsch. Als würde es nicht reichen, dass wir für fünf Jahre in Göteborg gelebt hatten und sie mit mir praktisch nie Deutsch sprach. Das war etwas, worauf sie großen Wert legte. Wenn ich einmal auf Deutsch etwas zu ihr sagte, tat sie so, als würde sie mich nicht verstehen, bis ich mich dazu durchrang, dasselbe noch einmal auf Schwedisch zu wiederholen.

»Wie immer!«, sagte ich also, ebenfalls auf Schwedisch. Sie fragte mich das jedes Mal und ich fragte mich jedes Mal, was sie von mir als Antwort darauf erwartete.

»So spezifisch heute«, meinte sie, verdrehte die Augen und warf einen Blick auf meine Sticks.

»Ich habe dich gar nicht Üben gehört!«, sagte sie

erstaunt.

»Wahrscheinlich warst du wieder einmal zu versunken in deine Charaktere oder in eine deiner imaginären Welten«, gab ich zurück. Es war wirklich erstaunlich. Wenn Ebba einmal richtig in ihren Geschichten versunken war, konnte sie nichts davon ablenken, dann fiel es ihr nicht einmal auf, dass sich der Schlüssel im Schloss drehte, wenn ich heimkam oder dass ich lautstark auf die Bestandteile meines Schlagzeuges einwirkte, wenn ich übte. Aber bis dahin wurde sie von den leisesten Geräuschen abgelenkt, bis zu diesem Stadium benötigte sie absolute Stille, die sie meistens nur erlangte, wenn ich für den Nachmittag mit Fußballtraining oder Sprachtraining beschäftigt war.

»Ja, wahrscheinlich«, stimmte sie mir zu und strich mir über meine kurzen, hellbraunen Strähnen. Eine Geste der Zuneigung. Sie war nicht so gut darin, diese viel offensichtlicher zu zeigen.

»Wie war es in der Schule?«, fragte sie.

Ich verzog das Gesicht: »Fang doch nicht damit an! Italienisch war wie immer der Horror, romanische Sprachen sind irgendwie nicht so mein Ding, da bleibe ich lieber bei den germanischen, Deutsch, Englisch, Schwedisch, warum kann man an Schulen nicht einfach Isländisch oder so anbieten, das würde mir viel eher liegen!«

»Ich glaube, darauf brauchst du keine Antwort, oder?«, fragte sie, sie hatte Recht, es war eine rhetorische Frage gewesen. Aber trotzdem, ich meine, Italienisch wurde doch auch nur in Italien gesprochen. Das

Problem war wohl eher die Bevölkerungsanzahl und die geografische Nähe, die nordischen Länder waren dem Süden im Angesicht der Bevölkerung doch deutlich unterlegen.

»Und dann wäre da noch diese Klassenfahrt. Wir fahren nach Göteborg, zum Englisch Üben. Nach Göteborg *zum Englisch Üben*. Ich meine, ja, wir Schwed*innen sprechen echt deutlich besser Englisch als die meisten Deutschsprachigen. Laut unseren Englisch-Lehrer*innen sind die UK, Irland und Malta anscheinend bis ins nächste Jahrtausend ausgebucht und deswegen haben die Leute von Erasmus uns jetzt Göteborg angeboten. Ja, ich weiß, cool, aber ich will weder Touristenführerin spielen, noch werde ich dort Englisch sprechen, wenn meine Mutter mich mein ganzes Leben lang mit Schwedisch gequält hat.«

»Hallo? Pass auf, was du sagst!«, Ebba sagte das scherzhaft, sie war eigentlich echt locker.

»Aber die können doch echt nicht von mir erwarten, dass ich als schwedische Muttersprachlerin in Schweden Englisch rede.«

»Du könntest dich auch freuen. Das ist doch die Chance, dich mit ein paar deiner Vorschul-Freund*innen zu treffen, oder? Nachdem du uns die letzten Jahre durchweg angebettelt hast, jede Ferien wieder in Schweden zu verbringen, gehe ich davon aus, dass du sie vermisst, und wenn schon nicht die Leute, dann zumindest das Land.«

»Jaaaaa...«, sagte ich gedehnt. Ich wusste ja selbst nicht, aber in ein bekanntes Land zu kommen, das

allen anderen fremd war und noch dazu mit der eigenen Klasse, fühlte sich irgendwie komisch an.

»Und du kannst morfar und mormor vielleicht wiedersehen, falls sie euch mal frei durch die Innenstadt streifen lassen. Du weißt eh noch ihre Adresse, oder?«

»Die Adresse nicht, aber ich glaube, ich wüsste ungefähr, wo ich hinmüsste.« Oma und Opas Wohnung war für mich immer wie ein zweites Zuhause gewesen. Während wir in der Nähe von Göteborg gelebt hatten, hatte Noah mich jeden Tag in der Früh zu den beiden gebracht, bevor sie in die Arbeit weitergefahren war. Sowohl Noah als auch Ebba hatten ihre Arbeit nach meiner Geburt relativ schnell wieder aufgenommen.

»Okay, also, in einer halben Stunde gibt es Abendessen, wenn du willst kannst du davor noch ein bisschen üben, aber lass nicht deine ganze Kraft am Schlagzeug aus«, sie wuschelte mir ein letztes Mal durch die Haare, bevor sie den Raum verließ.

»Mach ich!«, rief ich ihr hinterher, nicht sicher, ob sie das noch gehört hatte.

3. Kapitel – Amy

Heimkommen. Für viele ein tröstlicher Gedanke, für mich hingegen der absolute Horror. Zu Hause erwartete mich nichts als Stille. Trostlose Stille. Ich strich deswegen teilweise stundenlang um die Häuser. Beim Gedanken an die trostlose, leere Wohnung im sechsten Stock des grauen Mehrfamilienhauses in einer der ärmsten Gegenden der Stadt überfiel mich immer wieder die Furcht. Furcht vor der Einsamkeit. Furcht vor der emotionalen Kälte, die mich erfüllte, wenn ich den zertretenen Parkettboden, der immerzu unter meinen Schuhen knirschte, betrat. Furcht vor der unheimlichen Ruhe, die nur von den tropfenden Wasserleitungen und den Schritten der Nachbarn darüber unterbrochen wurde.

Meistens saß ich zu Hause einfach nur schweigend in meinem Zimmer, das aus vier grauen Wänden, einer Matratze und ein paar Kartons bestand, und wartete darauf, dass der Tag vorbeiging. Es war nicht so, dass wir arm waren, doch meine Eltern verbrachten so viel Zeit in der Arbeit, dass sie teilweise tagelang nicht nach Hause kamen, von dem her war es ihnen das Geld, das eine hellere und modernere Wohnung gekostet hätte, nicht wert. War ja nur ich diejenige, die täglich wieder hierhin zurückkehren musste.

Vielleicht lag es auch daran, dass keine meiner Elternteile sich die Zeit nehmen wollte, eine Wohnung zu besichtigen. Dieses Unterfangen würde zwar sicher nicht mehr als einen Nachmittag in Anspruch nehmen,

doch auch das wäre ihnen zu viel Zeit, eine Zeitverschwendung, wie sie zu sagen pflegten. Zu viel Zeit, zu viel Geld, zu viel Aufwand, das waren alles Ausreden meiner Eltern. Glaubt mir, es gab noch viel mehr, doch das waren die häufigsten. Wenn die beiden nicht in ihren Büros saßen und arbeiteten, dann konnte man davon ausgehen, dass sie in der Bibliothek, in einem Internetcafé oder bei Freund*innen saßen und arbeiteten. Wenn sie am Wochenende einmal für ein paar Stunden zu Hause waren, konnte man sich glücklich schätzen.

Durch dieses permanente Meiden der Wohnung, in der ich, ihre Tochter, auf sie wartete, hatten sie mir schon immer das Gefühl gegeben, dass ich fehl am Platz war. Dass sie mich weder wertschätzten, geschweige denn mochten oder gar liebten. Sie hatten immer alles getan, um mir die meiste Zeit fernzubleiben, und wenn sie doch einmal in meiner Nähe waren, gaben sie mir immer das Gefühl, dass ich im Weg stand, ihre Mienen abweisend, kaum etwas von sich gebend, ich war mir nicht einmal sicher, ob sie sich gegenseitig noch kannten, bei so wenig Zeit, die sie miteinander verbrachten. Zu den Essenszeiten konntest du davon ausgehen, dass ebenfalls Stille herrschte, wobei es äußerst selten vorkam, dass wir gemeinsam aßen.

Ihr Verhalten hatte Narben hinterlassen. Narben, die immer wieder aufrissen, die nie mehr heilen würden. Narben, die mein Herz zierten, es zu Eis machten, unempfindlich für jede Form der Freundlichkeit, der